

1. Was ist Natur

Der Begriff der Natur ist seit den Griechen stets im Kontext mit seinen verschiedenen Gegenteilen verstanden worden. (BÖHME, 1992) Solche Gegensatzpaare sind:

- Natur und Setzung, nämlich beispielsweise von GeSETZgebung,
- Natürlich und gekünstelt,
- Ursprünglich und zivilisiert,
- Außen und Innen,
- Natur und Technik.

Das zuerst genannte Gegensatzpaar von Natur und Setzung betrifft den Sachverhalt der vom Menschen geschaffenen – in der Regel staatlichen – Ordnung im Zusammenspiel mit einer – wie auch immer gearteten – göttlichen oder natürlichen Ordnung. Aus diesem Gegensatz wurden sowohl die Rechte der Stärkeren wie auch die Menschenrechte abgeleitet.

Das zweite Begriffspaar, welches natürlich und gekünstelt, sogar verderbte Lebensweisen meint, hat ebenfalls seine lange Tradition. Insbesondere die Religion beruft sich bei ihren moralischen Postulaten auf das Natürliche als einer Schöpfungsordnung.

Der Gegensatz von Natur und Zivilisation bzw. von Natur und Kultur ist wesentlich durch ROUSSEAU geprägt worden, mit seinem berühmten „*revenons à la nature*“. Dieser Gegensatz konnte deshalb gedacht werden, weil man beginnend mit dem 18. Jahrhundert die Menschheitsgeschichte als eine Entwicklung von einem Naturzustand zu einem Zustand der Zivilisation begriffen hatte. Andererseits folgte aus den Beschränkungen, welche die Zivilisation nun einmal mit sich brachte und wohl auch schon aus den ersten Zivilisationsschäden (vgl. SPANIER 1994) die Sehnsucht nach dem Einfachen und Ursprünglichen, dem „Freien“ schlechthin. Unser Sprachgebrauch von der „freien Landschaft“, dem „freien Feld“ legt so manche Spur zurück in die Vergangenheit.

Die Denkfigur, welche Natur im Spannungsfeld von außen und innen sieht, geht wesentlich auf Immanuel KANT zurück. Nach KANTS Auffassung (vgl. BÖHME 1992, S. 15) ist Wissenschaft ohnehin nur für die äußere Natur möglich. Die innere Natur schrumpft bei diesem Gedankengang auf das empirische Selbstbewusstsein oder auf das Freiheitsbewusstsein zusammen, nach KANTS Meinung allesamt irrelevant. Der Darmstädter Naturphilosoph Gernot BÖHME (1992) hat darauf aufmerksam gemacht, dass bei dieser Konzeption der Natur als Bereich des Äußeren die Natur einerseits als das Fremde, das *Nicht-Ich* verstanden werde und andererseits aber auch als das Umschließende, das Umfassende, in dem jede empirische Existenz ihren Ort habe. Insofern be-

erbe dieses Konzept auch die Vorstellung von Natur als dem mütterlich tragenden Grund. Trotz des eher metaphysischen Gedankenganges ist es von hier nicht weit zu der GAIA Hypothese von James LOVELOCK (1993), nach der die gesamte Erde als Über-Organismus, eben als „*Mutter Erde*“ aufgefasst wird.

Bei der Entgegensetzung von Natur und Technik handelt es sich gleichfalls um eine Unterscheidung von Natur und Kunst. Bis zum 18. Jahrhundert umfasste *téchne* bzw. in seiner lateinischen Übersetzung *ars* alles menschliche Herstellen. Nach der Aristotelischen Philosophie hat *natürlich Seiendes* das Prinzip seiner Bewegung in sich. Das heißt, Naturdinge entwickeln sich aus eigener Kraft und reproduzieren sich selbst.

Das griechische Wort für Natur – „*physis*“ – bezeichnet das Aufgehende, das, was sich von selbst zeigt, wie die Blüte einer Blume. Das *technisch Seiende* hingegen erhält seine Form, seine Funktionalität vom Menschen. Ohne menschliches Zutun kann sich Technisches nicht vermehren. Schon in der Antike wurde beispielhaft auf das Bett aus Weidenruten verwiesen. Wenn man dieses eingrabe, wüchse kein Bett empor, sondern wieder eine Weide.

Diese Naturauffassung sieht die Natur als das Verlässliche und wohl auch als das Maßgebliche an. Die Natur ist eben das, was von selbst da ist – im Gegensatz zu dem, was wir machen und herstellen. Von hier aus ist es nicht weit zu teleologischen Vorstellungen der Naturzwecke, der zweckmäßigen Organisation von Teilen und Prozessen auf ein Ziel hin. Diese Vorstellungen finden wir heutzutage in den populärwissenschaftlich kolportierten Ökosystemmodellen, die sich so weit von ihrem streng wissenschaftlichen Habitus weg entwickelt haben, dass sie ein zweckgerichtetes, zielorientiertes Dasein der Natur durchscheinen lassen.

Bemerkenswert ist, dass diese aristotelische Natursicht den Menschen nur insoweit berücksichtigt, als er die Dinge, die nicht von selbst sind, schafft. Aber was ist der Mensch selbst? Hat der Mensch sich etwa selbst geschaffen? Wohl nicht. Ist er das, was er ist, ohne sein Zutun, von Natur? Auch dieses scheidet aus. Es würde zu weit führen, die Auflösung dieses Dilemmas hier zu referieren, weil sie nicht zu unserem Thema gehört. Soviel nur: Kant hat im Menschen beide Qualitäten vereint gesehen.

Nach diesem Blitzdurchgang durch verschiedene Naturauffassungen mag jeder für sich seine Auffassung favorisieren, aber auch in den anderen bedenkenswerte Ansätze finden. Immerhin fällt – obgleich es sich um antike Denkfiguren handelt – zweierlei auf:

Erstens, wir können diesen Gedanken auch heute noch folgen und sie wenigstens teilweise mit unseren eigenen Erfahrungen zur Deckung bringen und

zweitens: wir begegnen im weiten persönlichen und beruflichen Bekanntenkreis und den vielfältigen Gesprächen, die wir führen, immer wieder Gedanken, die einer der verschiedenen Begriffsbildungen zugeordnet werden können.

Wir finden in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft aber kein einheitliches Verständnis über den Gegenstand Natur vor. Gegenwart und Geschichte zeigen, dass es mit der Definition dessen, was Natur meint, ähnlich fundamentale Schwierigkeiten gibt, wie mit der Erklärung der Zeit. Über jene hatte der Kirchenvater AUGUSTINUS bekannt: „*Wenn mich niemand darüber fragt, so weiß ich es; wenn ich es aber jemandem auf seine Frage erklären möchte, so weiß ich es nicht.*“ (zit. CRAMER 1993: S.12)

Nicht nur, dass man im abstrakt-philosophischen Bereich keine einheitliche Meinung hat, selbst im Naturschutz und den Naturwissenschaften gehen die Meinungen über das, was natürlich ist, kräftig auseinander. Man untersucht mit großer Ambition den Grad der Natürlichkeit mit Hilfe der sog. Hemerobie-Klassifizierungen, was nichts anderes bedeutet, als Komparative und Superlative von Natur bilden zu wollen. Andere schwören auf die Kartierung der potentiell natürlichen Vegetation, auf welche die anderen wiederum ganz verzichten, weil es sie gar nicht interessiert, was wäre, wenn es den Menschen nicht gäbe. Als wenn das ein ideal anzustrebender Zustand sein könnte!

Auch wenn sich seit antiken Zeiten Natur stets mit seinem jeweiligem Gegenteil zeigt, so ist es wichtig festzustellen, dass Natur und Kultur Zwillingbegriffe und aufeinander bezogen sind. Der Naturphilosoph Klaus Michael MEYER-ABICH (1997: S. 247) hat einmal gesagt: „Kultur ist der am ehesten spezifisch menschliche Beitrag zur Naturgeschichte.“ Er bekennt, dass wir Menschen eben nicht dazu da sind, um die Welt wieder so zu verlassen, als wären wir gar nicht da gewesen. Wie für alle Lebewesen gehöre es auch zu unserer Natur und zu unserem Leben, Veränderungen in die Welt zu bringen.

2. Natur und Kultur in ihrer Bezogenheit

Ich möchte mit meinem Vortrag heute die gegenseitige Bezogenheit von Natur und Kultur vertiefen. Wir werden über Kulturlandschaft reden und wir werden darüber reden, wie Kultur die Natur beeinflusst und wie die Natur die *Kunst* prägt. Auf die Art und Weise werden wir die Wahrnehmung von Landschaft und Kultur einkreisen, vielleicht sogar umzingeln. Wir werden immer wieder Aspekte des Naturschutzes – im weiteren Sinne – einflechten. Denn dort konkretisiert sich die Theorie. Es geht, weil es Stoff für mehr als eine Vorlesung bietet, zunächst darum, in einem Spaziergang durch das Thema die verschiedenen Aspekte im Überblick anzusprechen und überhaupt für die Fragestellung zu sensibilisieren.

Ich will hier Gedanken entwickeln und anregen, die dazu beitragen, beides, Kultur und Natur, einander

anzunähern. Jeweils beim Gedanken an das eine das andere nicht aus dem Auge zu verlieren.

Natur und Kultur gehören zusammen – nicht als Antipoden, sondern als Vorder- und Rückseite des gleichen Sachverhaltes. Das Wissen und Verständnis darüber scheint mir jedoch in Vergessenheit zu geraten. Natur und Kultur in ihrer gegenseitigen Durchdringung zu behandeln, ist eine reizvolle, anregende und wichtige Frage. Vor allem deshalb, weil beides in wirtschaftlich weniger rosigen Zeiten in die Defensive und in Begründungszwänge gerät. Diese werden mitunter polemisch und demagogisch provoziert. Z.B. mit der Frage nach der Höherwertigkeit von Spinnen und Ameisen im Gegensatz zu Arbeitsplätzen und konkreten Bedürfnissen der heute lebenden Menschen. Andererseits sind die Begründungszwänge sehr heilsam und in der Tat notwendig; denn die Rückbesinnung auf das eigentliche Anliegen kann dazu führen, die Konzepte zu überprüfen und zu aktualisieren.

2.1 Die Rolle der Natur für die Kultur

In dem eher feuilletonistischen Spaziergang durch unser Thema will ich in einem ersten Schritt die Rolle beleuchten, welche die Natur für die Kultur spielt und in einem zweiten Schritt umgekehrt, welche Rolle die Kultur für die Natur hat.

Nähern wir uns zur Einstimmung der reizvollen Frage, wie Natur auf die Kultur wirkt, wie Natur wertvolle Kulturgüter beeinflusst und schafft. Lassen Sie mich Ihnen zu Beginn einige wertvolle Kulturgüter vorführen, die eine enge Beziehung zur Natur haben: Zunächst *das Erwachen heiterer Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande* aus Beethovens Pastorale.

Danach ein paar Takte aus Sibelius *Finlandia*.

Natürlich kann in diesem Zusammenhang *Die Moldau* von Smetana nicht fehlen.

Weniger bekannt, aber genauso naturverbunden ist Ferde Grofës *Grand Canyon Suite*.

Und zum Schluss: *Central Park in the dark* von Charles Ives aus dem Jahre 1906. Er beschreibt den in der nächtlichen Stille ruhenden Park, der von lautem Großstadtlärm umgeben ist. 1906!

Die Kraft der Natur, Künstler zu inspirieren, ließe sich ebenso gut durch Beispiele aus der Malerei und Lyrik illustrieren. Möglicherweise sind wir jetzt – jeder für sich – so eingestimmt, dass wir unsere ganz persönlichen Bilder von Natur vor dem geistigen Auge sehen. Ganz im Sinne von Caspar David FRIEDRICHS berühmter Anweisung: „*Schließe dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst siehest dein Bild. Dann fördere zu Tage, was du im Dunkeln gesehen, dass es zurückwirke auf andere von außen nach innen.*“ (zit. ROTERS 1995: S. 37)

René Magritte sagt es moderner und kürzer: „*Wir sehen die Welt außerhalb unserer selbst und haben doch eine Darstellung von ihr in uns.*“ (zit. SCHAMA 1996: S. 20)

Die symphonischen Beispiele verdeutlichen zunächst intuitiv, dass Natur und Landschaft nicht nur eine physische, sondern erst recht eine psychische Komponente haben. Landschaft entsteht – verkürzt ausgedrückt – auch in unseren Köpfen. Es sind die in den Köpfen entstandenen Bilder, die uns Gefühle mit den konkreten Landschaften verbinden lassen.

Henry David THOREAU (zit. SCHAMA 1996: S. 6) schrieb am 30. August 1856 in sein Tagebuch: „*Es ist umsonst, wenn wir von einer Wildnis träumen, die in der Ferne liegt. So etwas gibt es nicht. Der Sumpf in unserem Kopf und Bauch, die Urkraft der Natur in uns, das ist es, was uns diesen Traum eingibt. Nie werde ich im fernsten Labrador eine größere Wildnis finden als in einem Winkel in Concord, d.h. als die, welche ich dort hineintrage.*“

Archetypische Landschaftsbilder

Was ist nun aber Landschaft?

Simon SCHAMA (1996: S. 18f) ist der Frage nach der Wortherkunft des Begriffs der Landschaft nachgegangen. „...*Landschaft* bezeichnete eine Einheit menschlicher Besiedelung, ja einen Gerichtsbezirk, ebenso wie etwas, das einen erfreulichen Gegenstand anschaulicher Darstellung bilden konnte. So war es sicher kein Zufall, dass die niederländischen Polder – selbst der Ort eindrucksvoller menschlicher Technik – der Bereich waren, an dem eine Gemeinschaft die Vorstellung von einer *landschap* entwickelte, was dann in der englischen Umgangssprache der damaligen Zeit zu *landskip* wurde. Ihre italienischen Pendants, die ländlichen Idyllen mit Bächen und von goldenen Weizenfeldern bedeckten Hügeln, hießen *parerga*, sie waren das „Beiwerk“ im Hintergrund für die vertrauten Motive der klassischen Mythologie und der Heiligen Schrift. In den Niederlanden jedoch war die menschliche Planung und Nutzung der Landschaft – wie sie sich in den Fischern, den Viehtreibern, den einfachen Fußgängern und Reitern ausdrückt, die beispielsweise die Bilder eines Esaias van den Velde bevölkern – die Hauptsache und sich auf überraschende Weise selbst genug.“

Schauen wir bei unserer Spurensuche als nächstes in ein Gesetz, zum Beispiel das Bundesnaturschutzgesetz, so werden wir annehmen, dass der Gesetzgeber sich etwas dabei gedacht haben mag, wenn er immer

wieder von „Natur und Landschaft“ spricht. Es muss möglicherweise etwas Getrenntes sein. Andererseits – ich möchte es wetten – wird uns der Landmann auf seinem Traktor auf die Frage, warum er den Beruf des Landwirts gewählt habe, antworten, weil er es schön finde in der Natur zu arbeiten und zu sein. Nun wird ihm natürlich sofort jeder Naturschützer aus der Stadt durchdeklinieren, dass die Landwirtschaft mitnichten etwas mit Natur zu tun habe, sondern viel eher zu ihrer Beseitigung beitrage (und ob er sich denn nicht schäme, füge ich in Gedanken hinzu).

Haben sich in Bezug auf Natur und Landschaft unterschiedliche Sprachgebräuche entwickelt? Meint der Bauer vielleicht nur, draußen zu sein oder außerhalb der Stadt?

Wolfgang HABER (1998: S. 28) meint, weil Landschaft eine gewisse Weite vermittele, Landschaft sei „Natur mittlerer Größe“. Hilfreich, gerade für unser Thema, ist Ludwig TREPLs (zit. HABER, 1996: S.298) Annäherung, nach der man eine *wirkliche* Gegend nur dann Landschaft nennen würde, wenn sie wie ein Gemälde aussieht oder wirkt, also letztlich das Gemüt bewegt.

Versuchen wir es doch damit. Auch wenn TREPL einiges zu hinterfragen lässt: Was denn die Wirklichkeit einer Gegend sei, was denn Gegend ist usw.. Es ist wohl doch verworrener, als man es sich wünschen mag. Landschaft hat, darauf können wir uns einigen, einen ganzen Blumenstrauß von mitschwingenden Farben: Heimat, Emotionen, Größe, Licht und Farbe, Gestalt und Nicht-Gestalt.

Möglicherweise gibt es sogar archetypische Landschaftsbilder – in unserem Inneren festgelegte Muster von Landschaften, auf die wir jeweils ähnlich reagieren. Bestimmte Landschaften scheinen mir aufgrund ihrer Anmut stets angenehme und heitere Gefühle auszulösen. Eben solche, die Beethoven mit dem ersten Satz seiner Pastorale hörbar vermittelt und – so wenigstens mein Empfinden – exakt trifft. Andere Landschaften vermitteln eher melancholische Stimmungen, wie in Sibelius Finlandia. Hier die hellen, lichtdurchfluteten Felder und Wiesen auf dem Lande – dort die dunklen gewaltigen Fichtenwälder Finnlands mit den immer wieder eingefügten Seen, deren Lichteindruck aber dunkel und kalt ist. Hier Heiterkeit – dort Depression.

¹ It (Biophilia) means the inborn affinity human beings have for other forms of life, an affiliation evoked, according to circumstance, by pleasure, or a sense of security, or awe, or even fascination blended with revulsion.

One basic manifestation of what I called biophilia is a preference for certain natural environments as places for habitation. In a pioneering study of the subject, Gordon Orians, a zoologist at the University of Washington, diagnosed the „ideal“ habitat most people choose if given a free choice: they wish their home to perch atop a prominence, placed close to a lake, ocean, or other body of water, and surrounded by a parklike terrain. The trees they most want to see from their homes have spreading crowns, with numerous branches projecting from the trunk close to and horizontal with the ground, and furnished profusely with small or finely divided leaves. It happens that this archetype fits a tropical savanna of the kind prevailing in Africa, where humanity evolved for several millions of years. Primitive people living there are thought to have been most secure in open terrain, where the wide vista allowed them to search for food while watching for enemies. Possessing relatively frail bodies, early humans also needed cover for retreat, with trees to climb if pursued.

Is it just a coincidence, this similarity between the ancient home of human beings and their modern habitat preference? Animals of all kinds, including the primates closest in ancestry to Homo sapiens, possess an inborn habitat selection on which their survival depends. It would seem strange if our ancestors were an exception, or if humanity's brief existence in agricultural and urban surroundings had erased the propensity from our genes. Consider a New York multimillionaire who, provided by wealth with a free choice of habitation, selects a penthouse overlooking Central Park, in sight of the lake if possible, and rims its terrace with potted shrubs. In a deeper sense than he perhaps understands, he is returning to his roots!“ (WILSON 1994: S. 359ff)

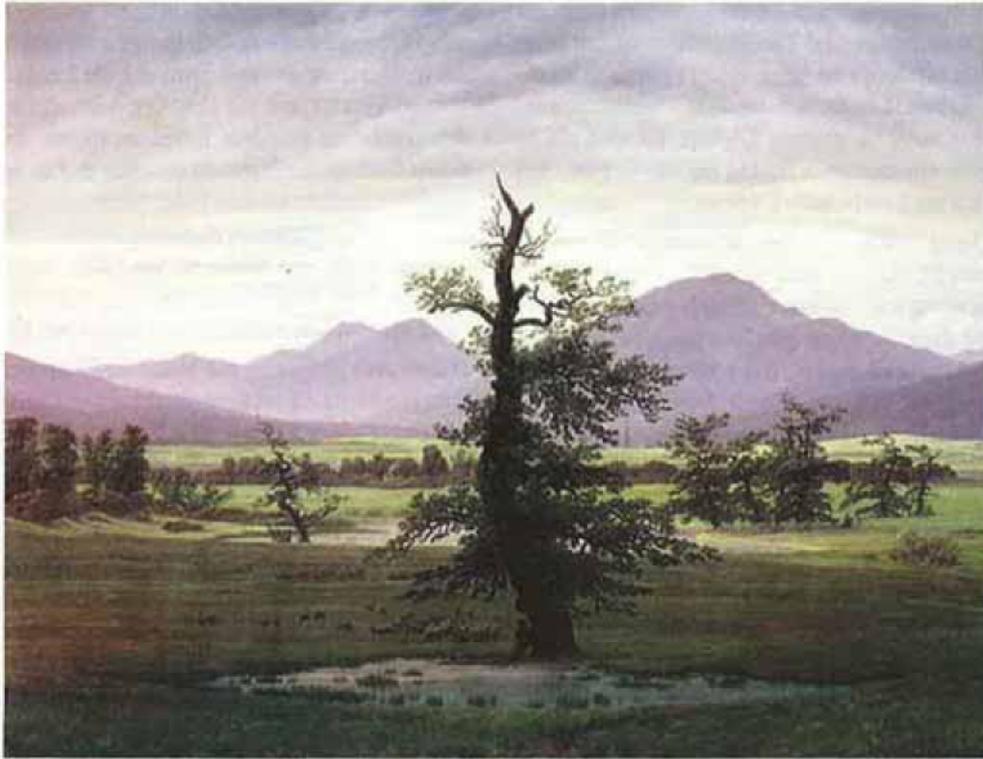


Abbildung 1

Caspar David Friedrich (1774-1840): Der einsame Baum. 1822, Öl auf Leinwand, 55 x 71 cm. Nationalgalerie Berlin.

Eine Graslandschaft mit Bäumen, Gebirge und Wasser.



Abbildung 2

Fredric Edwin Church: Heart of the Andes. 1859, Öl auf Leinwand. 168 x 302,9 cm. The Metropolitan Museum of Art, New York.

Hier eine amerikanische Auffassung von Landschaft, aber auch mit den typischen „Savannen-Elementen.“



Abbildung 3

Claude Lorrain (1600-1682): Die Verabschiedung von Hager und Ishmael. 1668, Öl auf Leinwand. Alte Pinakothek München.

Eine arkadische Landschaftsvorstellung: Landschaft, Berge, Wasser, antike Szene. Solche Gemälde führten zu dem Qualitätsmerkmal: „Eine Landschaft, so schön, wie von Lorrain gemalt.“



Abbildung 4

Claude Lorrain (1600-1682). Rast auf der Flucht nach Ägypten. 1651 oder 1661, Öl auf Leinwand. Eremitage, St. Petersburg.

Edward Osborne WILSON (1984: S. 106ff; 1986: S. 19-24; 1994: S. 359ff)¹ verdanken wir Hinweise darauf, beim Menschen eine Prägung auf den Landschaftstyp der Savanne anzunehmen. Da die Wiege der Menschheit, wie wir heute wissen, in der ostafrikanischen Savannenlandschaft gestanden hat, sei das Savannenmuster archetypisch in uns. Savannen sind parkartige Graslandschaften mit Bäumen und Baumgruppen. Und genau diese Arten von Landschaften sind es auch, die uns besonders ansprechen. „*Wo immer die Menschen die Wahl haben*“, führt WILSON aus, „*ziehen sie in offenes, baumbestandenes Land, und zwar möglichst auf Erhöhungen über dem Wasser. ... Die ungebundensten, die Reichen und Mächtigen, lassen sich auf Anhöhen über Seen und Flüssen oder der Meeresküste nieder.*“

Diese Parklandschaften sind es auch, die uns wohl besonders anziehen. Selbst der kleine Hausgarten ist das Modell einer Savanne. Selbst die Gartenbesitzer, die auf den professionellen Rat von Gartenarchitekten verzichten – sie soll es geben – planen instinktiv ihre persönliche Mikrosavanne. Im hoch verdichteten Pompeji schuf man Savannenausblicke durch Wandmalereien. Und selbst der biedere, röhrende Hirsch über Omas Sofa steht in der Regel nicht im Wald, sondern in der Graslandschaft vor dem Wald.

In all den Fällen, in denen die von Natur aus gegebene Landschaft den Savannen-Ansprüchen nicht entsprach, haben Fürsten und Potentaten der Natur auf die Sprünge geholfen. Die vielen großartigen Parklandschaften, die wir in Wörlitz, Muskau, Branitz oder in Sckells Englischem Garten in München finden, sind alle nach dem gleichen Muster geschaffen: sie bieten dem, der es sich leisten kann, den Wohnsitz in der Graslandschaft mit Bäumen auf einer Anhöhe über dem Wasser. Oder denken Sie an das preußische Arkadien, welches Peter Josef Lenné um Potsdam herum geschaffen hat. Das Abbild einer Ideallandschaft irgendwo zwischen Italien und Griechenland (SOLMSDORF 1995: S. 52). Ich glaube auch, dass wir durch diese großartigen Parkschöpfungen und ihre künstlerischen Gestalter mehr über Landschaft wissen, bzw. fühlen, als durch jahrzehntelange Ökosystemforschung.

WILSON leitet seine Überlegung aus dem ökologischen Verhalten der ersten Menschen ab. Die frühen Menschen lebten im offenen Gelände einfach am sichersten. Der weite Blick gestattete es ihnen, gleichzeitig Nahrung zu suchen und Feinde zu beobachten, zu sehen, ohne gesehen zu werden. Da sie aber doch ziemlich zarte Körper hatten, waren Bäume in Reichweite notwendig, um erforderlichenfalls auf ihnen Schutz suchen zu können.

Weil die Menschheit wohl deutlich mehr als 95% ihrer Zeit in der Savanne gelebt hat, könnten einige unserer gefühlsmäßigen Reaktionen auf solche Gegen-

den sehr wohl das Ergebnis der Anpassung an diese Umwelt sein. Es gibt aus psychologischen Tests herausgearbeitete Hinweise darauf, dass uns die Vorliebe für die Savanne angeboren ist; wenn wir noch keine Erfahrungen mit anderen Lebensräumen haben, weckt sie in uns ein Gefühl für ihre Schönheit – als Erbe erfolgreicher Anpassung. (BARROW 1997: S. 125)

Die von WILSON 1984 dargestellte „tiefe genetische Erinnerung an die optimale Umwelt“² wird bei allen Diskussionen um und über unsere Umwelt, die Welt in der wir leben wollen nicht hinreichend beachtet. Auch die **unberührte** Natur hat **mehr** mit uns zu tun, als uns bewusst ist.

Diese optimale Umwelt bediente die uns eigene Vorliebe für Geborgenheit und gute Aussicht. Wir finden immer wieder eine Zweipoligkeit vor: die optimale Landschaft verbindet stets Aspekte der Zuflucht mit jenen der Abenteuerlust.

Die optimale Landschaft muss das Zurechtfinden ermöglichen. Markierungen, Windungen, markante Wegemarken etc. sind dem frühen Urmenschen ebenso angenehm wie uns heute – solange nicht Gefahrenquellen verborgen werden. Andererseits befriedigt es die Abenteuerlust, eine bis zu einer gewissen Grenze geheimnisvolle Landschaft zu erkunden. Diesen Nervenkitzel finden wir im Kino bei Grusel- oder Katastrophenfilmen (Titanic lässt grüßen), in der Achterbahn oder im Märchen wieder. Das Muster ist stets, Nervenkitzel aus sicherer Position zu genießen.

Arkadien

Eben dieses Motiv, finden wir auch in dem klassischen Landschaftsthema schlechthin: Dem Traum von Arkadien. Dieser Traum hat ebenfalls seine zwei Seiten.

Es hat immer zwei Arten von Arkadien gegeben: das zottige und das glatte, das dunkle und das helle, den Ort der Muße und den Ort des Schreckens. Zum einen ist das liebliche, anmutige und mit Blick auf die Antike idealisierte und mystifizierte Arkadien gemeint. Seinen plastischen Ausdruck fand es beispielsweise in der Renaissance mit der aufkommenen Lust, botanische Gärten anzulegen (SCHAMA 1996). Erst später, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wagte man sich daran, den Nervenkitzel zu vervollkommen. In der Zeit entstand in London der erste zoologische Garten. Wir werden es uns heute nicht mehr vorstellen können, aber für die Besuche des Zoos handelte es sich um wahrhaftige Abenteuer. Der englische Historiker Simon SCHAMA (1996: S. 600f) sieht in der Anlage dieser Zoos die gleiche geistige Wurzel wie auch bei den botanischen Gärten. Beide schufen ein spezielles Arkadien-Gefühl.

² Möglicherweise bereits etwas früher durch TUAN, Y. (1979): *Landscapes of Fear*. Pantheon, New York.



Abbildung 5

Vincent van Gogh (1853-1890): Bauernhaus in der Provence. Arles, Juni 1888. Öl auf Leinwand, 46,1x90,6 cm. Washington, National Gallery of Art, Ailsa Mellon Bruce Collection.

Es war andererseits immer Kennzeichen des bewohnbaren Arkadiens gewesen, dass es wilde Tiere von seinem Territorium verbannt hatte. Das macht insofern auch Sinn, weil das besondere Merkmal der Bewohner ihre Tiernatur war. Deren beherrschende Gottheit war Pan, selbst ziegenfüßig. Die Tiernatur der Arkadier erklärte man sich mit ihrem hohen Alter, weshalb man sie als *Autochthone* bezeichnete, nämlich als Menschen, die der Erde selbst entsprungen und älter als der Mond waren (SCHAMA 1996: S. 563).

Es würde zu weit führen, die Rezeption des Traumes von Arkadien durch die Jahrhunderte, in Geistesgeschichte und Kunst nachzuvollziehen. Es ergeben sich überraschend viele Parallelen zu Fragestellungen, die aktuell den Naturschutz bewegen. Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, dass alle Vorstellungen des idyllischen Arkadiens die Anwesenheit von Staat und Stadt in nicht allzu großer Entfernung voraussetzen. Schließlich sind beide Arkadien, das idyllische ebenso wie das wilde, Landschaften der **städtischen** Imagination (SCHAMA 1996: S. 565; vgl. HABER 1996: S. 297f; HABER 1998: S. 28).

Etlche Probleme, die der Naturschutz heute hat, der Gegenwind, der ihm seitens der einheimischen Bevölkerung entgegenbläst, lassen sich m.E. auf diesen Umstand zurückführen. Die Landwirtschaft hatte und hat dem romantisierten städtischen Naturbild zu genügen – und dessen Vorbild war die wenig effiziente, aber beschaulich idyllisch wirkende Nutzungsstruktur des ländlichen Raumes der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die nach Möglichkeit so bleiben, das heißt keine weiteren Veränderungen erleiden sollte.

Simon SCHAMA (1996: S. 562) zieht eine positiv stimmende Lehre daraus: „*Es ist verlockend, die beiden Arkadien als ewigen Gegensatz zu definieren, von der Idee des Parks (Wildnis oder Idylle) bis zur Philosophie der Vorgartenwiese (emsig gestriegelt oder voller Gänseblümchen, Klee und Löwenzahn); Artigkeit und Harmonie oder Unversehrtheit und Wildheit? Der Streit ist im Zentrum der Debatten innerhalb der Umweltbewegung lebendig, ... Doch so heftig die Auseinandersetzung oft ist und so unversöhnlich die beiden Ideen von Arkadien zu sein scheinen, ihre lange Geschichte lässt vermuten, dass sie sich in Wirklichkeit gegenseitig stützen.*“³

2.2 Die Rolle der Naturwissenschaften

Den Geheimnissen der Natur auf die Spur zu kommen, dienen einerseits die Naturwissenschaften und andererseits die Künste. Beide ergänzen sich gegenseitig und entstammen der gleichen menschlichen Triebfeder. In der Renaissance war die kunstvolle Nachahmung der Natur stets auch Naturerkenntnis. (EUSTERSCHULTE 1997: S. 32)

Die Naturwissenschaften sind in ihrer geschichtlichen Entwicklung den Weg gegangen, das Komplex der Natur in immer mehr Einzelheiten aufzulösen. Aufgabe der Künste hingegen war und ist es, stets das Ganze vor seinen Teilen zu sehen und sichtbar zu machen.

Interessanterweise zeigen neuere naturwissenschaftliche Ansätze in eine andere Richtung: immer mehr Naturwissenschaftlern geht es nicht mehr um weitere Reduktion, d.h. Zerlegung in immer weitere Einzelheiten, sondern um die Zusammenführung der Teilerkenntnisse. Dieser neue Weg befasst sich damit, (die) Selbstorganisation in der Natur zu erklären, herauszufinden, wie Komplexität entsteht und wie

³ Schama, S. a.a.O., S. 562.



Abbildung 6 (und 7, siehe S. 85)

Ljapunow-Diagramme von Marc Meidlinger, St. Ingbert, nach einem Algorithmus von Mario Markus.
Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Herrn Meidlinger. Ein Beispiel für die ästhetische Potenz, die in naturwissenschaftlichen Diagrammen zu finden ist, welche ein Maß für das Chaos abbilden.

sie sich verhält. Möglich sind die neuen Erkenntnisse durch Chaostheorie und fraktale Geometrie. Mit der dieser zugrunde liegenden Mathematik gelingt tatsächlich eine Zusammenführung von Erkenntnissen.

Das für den hier interessierenden Zusammenhang Bedeutsame ist, dass die Ergebnisse auch für den Laien einfach schön sind. So sehr, dass sich schon Kunstausstellungen der mathematischen Diagramme angenommen haben. In dem Augenblick also, in dem es den Wissenschaftlern um das Erkennen des Ganzen geht, entsteht also eine ästhetische Qualität.

Die ästhetische Qualität der neuen naturwissenschaftlichen Ansätze korrespondiert hervorragend mit dem Auftrag der Künste: Wie gesagt, ihr Ziel und Streben ist es, Ganzheiten zu erfassen und zu vermitteln. Der romantische englische Dichter Percy SHELLEY (1792-1822) nannte es eine heilige Aufgabe des Künstlers, *„die neuen Erkenntnisse der Wissenschaften in sich aufzunehmen und sie den menschlichen Bedürfnissen anzuverwandeln, sie mit menschlichen Leidenschaften einzufärben, sie in das Fleisch und Blut der menschlichen Natur zu verwandeln“* (Percy Bysshe Shelley: Eine Verteidigung der Dichtkunst. Zit. LEDERMAN & TERESI 1993: S. 515).

Naturverlust in der Kulturgeschichte

Die Naturwissenschaften repräsentieren den vielleicht bedeutendsten Teil der Kulturgeschichte im Hinblick auf unser Thema. Die österreichische Philosophin Elfriede Maria BONET (1996: S. 108-124) sieht im Verhältnis von Natur zu Kultur den eigentlichen Motor der Kulturgeschichte. Die Bewegung dieser Relation erscheine jeweils als eine Verschiebung auf der Natur-Kultur-Achse (S. 111). Deswegen sei es auch erforderlich, „die Kulturgeschichte ‘verkehrt herum’ zu lesen, nicht als solche des ‘Fortschritts’, des zunehmenden Gewinns, sondern als solche des zunehmenden Verlustes. Aber erst aus dieser Perspektive wird genau sichtbar“, schreibt sie, „dass es genau das ist, was den Menschen zum ‘Menschen’ machen sollte, die Suche nach dem ‘Humanum’, was ihn heute bedroht. Denn wir waren so sehr mit der Suche nach diesem Humanum beschäftigt, dass wir das, was dieses Humanum ermöglicht, nämlich die ‘Natur’ vergessen haben“ (S. 112). Die von Bonet so verstandene Kulturgeschichte sieht drei kulturelle Hauptepochen, nämlich

Kultur als Lebensform,

Kultur als Begriff und

Kultur als theoretisches System bzw. Konstrukt.

In der archaischen Zeit, in der wir die **Kultur als Lebensform** finden, gibt es noch keine Reflexion über die Kultur. Die Relation von Natur und Kultur befindet sich im Gleichgewicht. Das Denken kann als magisch bezeichnet werden, die Natur ist Partner. Die Kultur als Lebensform umfasst sowohl das alltägliche **Handeln**, ein durch **Mythen** bestimmtes

Denksystem und **Rituale**, welche die Verbindung zwischen Handeln und Denken herstellen. Einige dieser Rituale lassen sich auch heute noch in den Jagdritualen wiederfinden. Denn bereits der altsteinzeitliche Mensch entwickelte ein Bezugssystem eigener Art zwischen Jäger und Beute. Es entwickelte sich ein Glaube an einen Wildgeist, der darüber wacht, dass der Jäger nicht mehr Tiere tötet, als zum Lebensunterhalt nötig sind.

Die zweite kulturgeschichtliche Epoche, in welcher die **Kultur als Begriff** erscheint, ist mit dem Aufkommen des **rationalen** Denkens verbunden. Kultur wird nach und nach eine Angelegenheit des Denksystems. Auf der Natur-Kultur-Achse findet eine allmähliche Verschiebung von „Natur“ zu „Kultur“ statt. In der griechischen Antike ist Natur zunächst noch **Vorbild**. Es wird mit dem aufkommenden Christentum zum Symbol, und mit dem Beginn der neuzeitlichen Naturwissenschaften wird Natur zum Mittel, bis sie schließlich zum **Gegensatz** mutiert. Ab Descartes gilt: „Der Grad der Kulturhöhe ist gleich dem Grad der Naturbeherrschung“. Dabei geht die Naturbeherrschung in zweierlei Richtungen: zum einen als Herrschaft des Menschen über die Naturstoffe und zum anderen als Herrschaft über die „Natur des Menschen“ selbst. Kultur erscheint damit als Oberbegriff „aller Leistungen und Orientierungen des Menschen, die seine bloße Natur fortentwickeln und überschreiten“. Das Ziel der Kultur, so Johann Gottfried Herder, ist die Humanität (S. 111).

Die dritte kulturelle Epoche ist die derzeit Andauernde. Kulturen werden als autonome Gebilde betrachtet, Natur wird entweder ausgeblendet oder als Analogie oder als Metapher verwendet. Als epochal wird man auch aus der Rückschau den Bericht an den Club of Rome „Grenzen des Wachstums“ ansehen dürfen. Die dort erstmals angewendeten statistischen Methoden und Zeitreihen, die Erarbeitung von Trends und Prognosen sowie der Berücksichtigung ihrer Wechselwirkungen hat wohl eine neue Qualität der Systembetrachtung in das kulturelle System eingelegt.

Wenn in der ersten kulturgeschichtlichen Epoche Natur als Partner galt und in der zweiten entweder als Vorbild, als Symbol oder als Mittel erscheint, ist die dritte Epoche durch den Gegensatz von Natur und Kultur geprägt.

„Solange Gott als verbindlich-transzendente Instanz fungiert“, so Elfriede Maria BONET (S. 120f), „bleibt die Natur das ‘zweite Standbein Gottes’, auf das sich der Mensch nicht nur beziehen kann, sondern beziehen muss“. Mit KANT aber werde das transzendente Ich zu jenem Fix- und Angelpunkt, von dem aus die Welt zu erklären sei. „Es ist nicht mehr das – außerhalb des Subjekts gelegene – System, das die Normen und Gesetze vorgibt, es ist das – ‘transzendental’ erstarkte – Subjekt. Und ‘Fortschritt’ wird nun zu einem Kriterium der Natur selbst“. Fortschritt

werde seitdem als das Streben nach Vollkommenheit verstanden, welche vor dem Hintergrund der messbaren Ergebnisse der Naturwissenschaften als „Wachstum“, als quantitatives Wachstum, umgedeutet werde. Somit zeigt sich nach Bonet die Kulturgeschichte nicht nur als Geschichte des Naturverlustes, sondern im Hinblick auf das unser gesellschaftliches Leben dominierende Wachstum auch als Geschichte eines fundamentalen Missverständnisses.

2.3 Zur Rolle der ästhetischen Wahrnehmung

Der Ästhetikbegriff wurde durch Hegel als Philosophie der schönen Künste eingeengt. Seiner ursprünglichen griechischen Bedeutung nach ist *aisthanestai* jedoch das sinnliche Empfinden und Wahrnehmen. (BOCKEMÜHL 2000: S. 3-10). Wir finden diese Art Ästhetik heute noch beim An-Ästhesisten, jenem Facharzt, dessen Aufgabe es ist, gegen Schmerzen unempfindlich zu machen. Aufgabe der Künste im Zusammenhang mit unserem Thema ist es, empfindsam für die uns umgebende Natur zu machen. Das setzt gleichermaßen Menschen voraus, die empfinden wollen und können (ROCK 1986: S. 482). Es ist eine der vornehmen Aufgaben der Erziehung, die Wahrnehmungsfähigkeiten auszubilden. Das bezieht die Wahrnehmung von Gestalt ebenso ein wie das Wahrnehmen von Komplexität und Vernetztheit. Wir erinnern uns, dass die sich aus der Herkunft aus der Savanne ergebenden Evolutionsvorteile auf gute und empfindliche Wahrnehmung der jeweiligen Umwelt zurückzuführen sind.

Viele unserer Umweltprobleme haben mit den Folgen von unerwünschtem Wachstum zu tun. Der Mangel an direkter Wahrnehmungsfähigkeit von Wachstum ist jedoch wohl eine der Ursachen für eben dieses unerwünschte Wachstum (KOTAUCZEK 1996: S. 27-44). Gerade die Vielzahl an Variablen, die in ökologischen Systemen gleichzeitig und in ihren Wechselbeziehungen zueinander zu betrachten sind, erfordert von uns, den Wahrnehmungsapparat zu schulen und mit neuen Techniken vertraut zu machen. Ich will hier nur die Stichworte Musterbeobachtung bzw. Pattern recognition, Entropie, und Fuzzy-Logic nennen, um anzudeuten, dass es sehr wohl bereits entwickelte Techniken gibt, die uns aus dem Dilemma führen könnten.

Unser Thema der Wahrnehmung von Landschaft und Kultur wird eine Frage der Ästhetik sein; denn wenn das empfindsame Wahrnehmen den ursprünglichen Wortsinn trifft, dann wird hier auch der Schlüssel zu suchen sein.

Nach antiker Auffassung ist Wahrnehmung keine Wechselwirkung oder ein physikalischer Prozess. Im

Gegenteil: die Wahrnehmung ist die gemeinsame Wirklichkeit des Wahrgenommenen und des Wahrnehmenden. Beide, Wahrgenommenes und Wahrnehmendes treten in diesem Prozess des Wahrnehmens in ihr eigentliches Wesen. Umgekehrt bleiben die Eigenschaften von Wahrgenommenem und Wahrnehmendem ohne die Wahrnehmung nur Potentiale, nur Möglichkeiten, sie werden nicht wirklich. Das Sympathische an dieser Auffassung ist, dass das Wahrnehmen das Einbringen der ganzen Person erzwingt – halbes Wahrnehmen oder nur ein wenig, kann nicht vorkommen, es gibt nur ein entweder oder.

Ästhetik wird vor diesem Hintergrund das Durchdringen der Wahrnehmung mit dem Bewusstsein. (BOCKEMÜHL 2000: S. 3) Die Künste erhalten in diesem Zusammenhang ihren besonderen Stellenwert. Mit Vereinfachungen, Betonungen, Reduzierungen oder Übertreibungen verdeutlicht der Künstler genau das, was im Gesamtzusammenhang und dem in der Wahrnehmung nicht Geschulten entgeht. Die Wahrnehmungsfrage lebt durch das Wie der Gestaltung des Künstlers. Vergessen wir nicht: zu diesen Künsten gehören nicht allein die bildenden Künste, sondern die Baukünste und Gartenkunst ebenso. Allerdings ist deren Wertschätzung nach meiner Beobachtung eher abnehmend. Die großartigen Parkschöpfungen der Vergangenheit und unsere gegenwärtigen bilden in künstlerischer Verdichtung auch ein gesellschaftliches Verhältnis zur Landschaft ab.

Die Rolle der Künste für die Natur Kulturlandschaft und Landeskultur

Unser Thema der Durchdringung von Kultur und Natur kennt ein bekanntes Schlagwort: nämlich das der Kulturlandschaft. Man wird der Vielschichtigkeit, die darin liegt, jedoch nicht gerecht, wenn der Sachverhalt immer wieder – und wie ich meine unzulässig – auf die bäuerliche Kulturlandschaft verkürzt wird. Vor allem dann nicht, wenn damit unterstellt werden soll, dass die Prägungen, die unsere Landschaften durch die Landbewirtschaftung im Laufe der Geschichte erfahren haben, immer und für alle Zeiten nachhaltig günstige Prägungen sind. Die Beziehungen des Menschen zu seiner lebendigen Umwelt sind erstens komplexer und vielschichtiger und zweitens auch viel grundsätzlicherer und umfassenderer Art, als dass sie sich auf Fragen der Landwirtschaft reduzieren ließen.

Es ist offensichtlich nicht nur ein Bedürfnis unserer Tage, Kultur und Landschaft in einem einzigen Begriff zusammenzufassen⁴, um damit gleichsam eine beiden gemeinsame, übergeordnete Qualität zu beschreiben. Ich darf in diesem Zusammenhang an den

⁴ Vgl. hierzu auch den in den 50er und 60er Jahren (teilweise noch in den 70er Jahren) sehr gebräuchlichen Begriff der Landeskultur (und daraus abgeleitet auch den der „Kulturtechnik“), § 1 FlurbG i.d.F. v. 14.7.1953 nennt als Zweck der Flurbereinigung ausdrücklich die Förderung der „allgemeinen Landeskultur“. Im Raumordnungsgesetz vom 8.4.1965 heißt es in § 2 Abs. 5: „Die Landeskultur soll gefördert werden.“ Schrifttum z.B.: KUNTZE 1971: S. 257-264; SCHMIDT 1968: S. 11 f; BOHTE 1971: S. 393-414; MEYER 1970; NIGGEMANN, 1986: S. 121-135; KOWALLIK 1987: S. 116-118.

Begriff der „Landeskultur“ erinnern, über den bis vor etwa 20 bis 25 Jahren reichlich publiziert wurde und der sich im Grundgesetz, im Bundeswasserstraßengesetz, Raumordnungsgesetz und Flurbereinigungsgesetz wiederfindet. Es heißt dort jeweils ähnlich, dass die Landeskultur gefördert werden solle.⁵

Von der UN Rio-Konferenz ging 1992 der Ruf nach sustainable development, nach nachhaltiger Entwicklung in die Welt. Damit wird der gleiche Sachverhalt des Miteinander von Schutz und Nutzung, Kultur und Natur umschrieben. Nachhaltige Entwicklung – es ist mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass eine nachhaltig *günstige* Entwicklung gemeint ist – nachhaltige *günstige* Entwicklung also ist stets und zuvörderst auch Entwicklung. Ohne das Miteinander von Natur und Kultur, Schutz und Nutz ist das nicht zu erreichen.

Kulturlandschaft fragt aber auch nach Traditionen. Denn das, was der Mensch aus Tradition tut, weil es von Mensch zu Mensch, von Generation zu Generation weitergegeben ist, macht die Kultur der Menschen aus, wie Hubert MARKL (1991: S. 245) es einmal formulierte. Weil vieles im menschlichen Verhalten auf solche Traditionen zurückgeführt werden kann, hat Arnold GEHLEN (1957) nicht zu unrecht den Menschen von Natur aus als Kulturwesen gekennzeichnet.

Wenn wir von Kulturlandschaft sprechen, geht es vor allem um die Gestalt der Landschaft, ihren sichtbaren Ausdruck. Das lenkt die Aufmerksamkeit auf zwei übergeordnete Schaltkreise, den der Information und wiederum auf den der Ästhetik.

Der Informationsgehalt der Landschaft

Zunächst zur Information. Wir haben uns daran gewöhnt, im Zusammenhang mit ökologischen Untersuchungen von Landschaften die Stoff- und Energieflüsse zu analysieren. Auf diesem Gebiet sind durch langwierige Ökosystemforschung große Fortschritte erzielt worden.

Für unsere Kulturlandschaft, der Landschaft, die aufgrund kulturellen Wirkens im Laufe der Geschichte eine bestimmte Gestalt erhalten hat, ist der in der Landschaft manifestierte Informationsgehalt entscheidend. Der große Geograf Josef SCHMITHÜSEN hatte bereits 1964 (S. 1-24) in seiner kleinen Abhandlung „Was ist eine Landschaft?“ darauf aufmerksam gemacht, dass die Landschaften „neben den Bibliotheken die wichtigsten Speicher und Akkumulatoren der geistigen Errungenschaften der Menschheit“ sind. Das Leben der Gesellschaften zehre aus ihnen mehr, als uns zuweilen bewusst sei.

Die Zukunft unserer Kulturlandschaft ist somit auch als Informationsproblem zu kennzeichnen. Auf dieses trifft zu, was generell für jedes vorausschauende, planende Handeln gilt: Es kann nur durch rationale Organisation und Abstimmung Informationen

- gewinnender,
- verarbeitender und
- auswertender Prozesse

bewältigt werden. Eine tragfähige Entwicklung verlangt, die in der Landschaft gespeicherten Informationen zunächst einmal wahrzunehmen und sachgerecht zu verarbeiten. Dazu sind nicht zuletzt alle raumverändernden Disziplinen aufgefordert: von der Flurbereinigung über den bezeichnenderweise Kulturbau genannten Fachbereich bis hin zur Verkehrswegeplanung, Wasserwirtschaftsplanung oder zum Städtebau. Von herausragender Bedeutung ist jedoch die Landschaftsplanung, deren Aufgabe es ist, Teilaspekte zu einem Ganzen zusammenzufügen. Man muss wohl formulieren: deren Aufgabe es sein *sollte*, Teilaspekte zu einem Ganzen zusammenzufügen. Immerhin haben sich diejenigen stark gemacht und durchgesetzt, die in der Landschaftsplanung allein eine Fachplanung des Naturschutzes sehen. Damit wird der Beitrag des Naturschutzes zur nachhaltigen Entwicklung, soweit er sich in der Landschaftsplanung konkretisiert, marginalisiert und abgewertet. Die spezifischen und notwendigen Stärken der Landschaftsplanung werden nicht mehr nachgefragt.

Landschaftsästhetik im Naturschutz

Wir kommen zum zweiten Mal zur Ästhetik:

Kulturlandschaft kann in dem umfassenden und ursprünglichen Wortsinne nur ästhetisch erschlossen werden. Wir erleben jedoch seit geraumer Zeit eine Entwicklung, die Werner NOHL (1996: S. 214) als „halbierten Naturschutz“ bezeichnet. Damit meint er die „Landschaftsbild-Vergessenheit im heutigen Naturschutz“. Diese sei nicht zuletzt auf die Überbetonung des naturwissenschaftlichen Ansatzes zurückzuführen. Das lässt sich auch an den im Naturschutz dominierenden Berufsgruppen ablesen.

Es zeichnet sich ab, dass der Sachverhalt des Naturschutzes in nicht zu ferner Zeit vollständig – vielleicht auch aus „berufsständischen“ Gründen – von dem Begriff der **biologischen** Vielfalt ersetzt sein wird. Dann wird der gleiche Sachverhalt in den 150 Jahren seines mehr oder weniger offiziellen Daseins zum 6. Mal seine Bezeichnung ändern. In seiner Anfangsphase hieß es Landesverschönerung, danach Heimatschutz, in der Zeit des Nationalsozialismus Naturschutz, dann Landespflege (kaum einer kennt den Deutschen Rat für Landespflege), und schließ-

⁵ In jüngster Zeit neu aufgeflammt ist die Landeskulturdiskussion durch Erich GASSNER 1996: S. 130-134 und den Beitrag von FRIESECKE 2000: S. 81-85. FRIESECKE kommt zu dem Ergebnis, dass Landeskultur im Sinne der Einvernehmensregelung in Art. 89 Abs. 3 GG und § 4 WaStrG die Sorge für die land- und forstwirtschaftliche Nutzung und Betreuung der Landschaft sei. Dabei sei der Begriff aber nicht auf agrartechnische und agrarökonomische Anforderungen beschränkt.

weder nahe oder verkehrsgünstig an großen Flüssen gelegenen Steinbrüchen gewonnen werden konnten. Kathedralen aus Naturstein fehlen somit in Norddeutschland.

Wie sehr Architektur und Natur zusammenhängen, mag man auch daran erkennen, dass es noch keinen Naturschriftsteller gegeben hat, der angesichts des Urwalds nicht zur Sprache der Architektur gegriffen hätte. Es ist eben unmöglich, die Natur in Begriffen zu visualisieren oder zu verbalisieren, die keine kulturelle Assoziationen beinhalten (Gewölbe, Halle, Portal, Raum, usw.) (vgl. SCHAMA 1996: S. 72).

3. Landschaftsveränderungen in der Geschichte

Es ist im übrigen ein weit verbreitetes Missverständnis, frühere Generationen wären sorgsamer mit ihren landschaftlichen Potentialen umgegangen. Archäologische Untersuchungen haben ergeben, dass es in den vergangenen 8000 Jahren in Griechenland mehrfach Phasen von Entwaldung und katastrophaler Boden-erosion gab, an denen nach Meinung vieler Forscher der Mensch die Schuld trägt (RUNNELS 1995: S. 84-88). In PLATONS Dialog „Kritias“ und in ARISTOTELES „Meteorologie“ gibt es deutliche Hinweise darauf, wie durch nachhaltige Bewirtschaftung – nämlich durch nachhaltig *ungünstige* Bewirtschaftung die Bodenerosion schwerwiegende Folgen verursacht und zu flächendeckender Armut geführt hat.

Auch der vorindustrielle Bauer in unseren Breiten war alles andere als ein bewusst nachhaltig wirtschaftender Mensch. Die Funktionalität und Stabilität der von ihm geschaffenen Kulturlandschaft war lediglich ein zufälliges und natürlich auch vorteilhaftes Ergebnis (ADAM 1996). Geändert hat sich in den letzten 150 Jahren jedoch die Intensität der Eingriffe, nicht jedoch die dahinter liegende Einstellung. Hätten vorindustrielle Bauern über die heutigen Maschinen verfügen können, hätten sie sie auch eingesetzt.

4. Vier Thesen / Zusammenfassung

Wir sehen, dass es eine Vielzahl von kulturellen Einflüssen auf die Landschaft gibt – und schon immer gegeben hat. Lassen Sie mich nun vor dem Hintergrund des bereits Gesagten in einigen Thesen zusammenfassen:

Meine erste These: Es gibt keinen Gegensatz zwischen Kulturlandschaft und Naturlandschaft. Es gibt nur Kulturlandschaft.

Es geht dabei um Folgendes:

Erstens: Der Mensch kann, weil er ein Kulturwesen ist, Natur auch nur kulturell wahrnehmen. Seine Wahrnehmungswerkzeuge, Sinne und Geist, der das

physisch Wahrgenommene verarbeitet, abstrahiert und zu Begriffen verallgemeinert, sind kulturelle Werkzeuge. Auch die Sprache, mit welcher das Wahrgenommene zu Information verdichtet wird, ist ein kulturelles Medium.

Zweitens: Indem wir der Natur unsere Aufmerksamkeit schenken, verändern wir sie bereits. Es handelt sich um das gleiche Phänomen, dem sich die Physiker spätestens seit Heisenberg gegenüberstellen. Die Physiker müssen damit fertig werden – und es ist vielen von ihnen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wirklich nicht leicht gefallen – dass sie das atomare Objekt ihrer Beobachtung und Messung eben dadurch schon verändern.

Gewandelt auf unser Thema folgt daraus die Feststellung: „Die Wildnis ortet sich nicht, sie gibt sich keinen Namen“ (SCHAMA 1996: S.17 u. 592). Dinge zu benennen heißt, sie in Besitz zu nehmen. Damit fängt es stets an. Damit wird die Natur- zur Kulturlandschaft. Wir kommen damit zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück. Sie erinnern sich: Für ARISTOTELES war Natur das, was von sich aus ist. Wenn das so ist, und wir sahen bisher keinen Grund, dem nicht zu folgen, dann ist vom Menschen geschützte Wildnis erst recht Kultur. Denn ohne das Menschentun wäre die Wildnis nicht – deshalb schützen wir sie doch, um sie vor dem irreversiblen Untergang zu bewahren. Also kann die von uns geschützte Natur ohne unseren Schutz nicht existieren und mutiert – ohne das wir es merken – von der Natur zur Kultur.

Der **dritte** Aspekt, der aus jeder Naturlandschaft zwangsläufig eine Kulturlandschaft macht, ist paradoxerweise der Naturschutz selbst: weil der Akt des Schützens ein kultureller Akt ist, wird so die wildeste Natur zum Gegenstand unserer Obhut. Denn nicht die technische Raffinesse, mit der Naturgüter erschlossen und ausgebeutet werden, sondern das Gegenteil davon, die bewusste Zurückhaltung ist ein Maßstab für kulturelle Reife und Kultiviertheit einer Nation.

Yosemite-Nationalpark

Das ist auch die Gelegenheit, Naturschutzmythen zu attackieren.⁷ Am 1. Juli 1864 unterzeichnete Präsident Abraham Lincoln „zum Wohle des Volkes“, wie es dort heißt und weiter „zu seiner Erholung und Entspannung, um sie für alle Zeiten unveräußerlich zu halten“ ein Gesetz, welches schließlich den Yosemite Nationalpark möglich machte.

Man hielt das Yosemite – Tal für unberührt und paradiesisch. Es war bereits damals eine Ikone der heilenden Wildnis gegen alle zivilisatorischen Gefährdungen. Das Yosemite Tal hatte seine Gestalt und sein Aussehen aber durch regelmäßige und altherge-

⁷ Die nachfolgende Darstellung ist verkürzt entnommen SCHAMA 1996: S. 16-19, S. 208-216.

brachte Brandrodung durch die dort ansässigen Ahwahneechee-Indianer erhalten. Also eine klassische Kulturlandschaft. Diese Indianer wurden schließlich von den amerikanischen Truppen, dem Mariposa-Bataillon, welches zum Schutz der dort befindlichen Erzbergwerke eingesetzt war, gehetzt, verfolgt und vertrieben bis keine mehr zu sehen waren. Die wenigen, welche die Enteignung und Vertreibung überlebten, nannten ihre Peiniger *Yo-che-ma-te*: „einige von ihnen sind Killer“. Da dieses für den Nationalpark natürlich kein besonders erfreulicher etymologischer Nachweis war, erfand man eine Ableitung aus dem Wortschatz der Miwok-Indianer: nämlich *uzumati*, womit Grizzly-Bären bezeichnet werden.

Man sollte einen weiteren Aspekt in der Entstehungsgeschichte der amerikanischen Nationalparks nicht übersehen. Sie wurden in der zeitgenössischen Diskussion als Kompensat für die amerikanische Historien- und Kulturlosigkeit empfunden. Insbesondere die Sequoien, die Mammutbäume, wurden in verschiedenen Artikeln als „vollgültiges Äquivalent der größten Erzeugnisse der abendländischen Kunst und als die authentischen, lebenden Denkmäler des uralten Amerika bezeichnet.“⁸ Die Nationalparkidee hatte auch ihre instrumentalisierte Funktion kulturelle Minderwertigkeiten zu kompensieren und die „Auserwähltheit des amerikanischen Volkes“ zu begründen.

Das In-Obhut-Nehmen von Natur führt zu meiner **zweiten These**. Sie lautet: **Garten ist die Metapher für die Einheit von Kultur und Landschaft; Garten-Denken ist die Voraussetzung für nachhaltige Entwicklung.**

In der Menschheitsgeschichte spielt der Garten tatsächlich und als bildhafte Umschreibung eine besondere Rolle. Ich darf hier an den **Garten Eden** ebenso erinnern, wie dran, dass der biblische Auftrag, sich die Erde untertan zu machen, damit verbunden wird, sie wie einen Garten zu pflegen und zu bewahren.

Ich erinnere an das antike Weltwunder der babylonischen Gärten der Semiramis oder wiederum an die Vision von Arkadien, die eine direkte Verbindung zur Entstehung von botanischen und zoologischen Gärten hat.

Den Begriff „*paradeisos*“ hat im 4. vorchristlichen Jahrhundert der griechische Philosoph XENOPHON geprägt, der damit die großen orientalischen Gärten beschrieb, die er während der Perserkriege gesehen hatte.

In heutiger Zeit haben Gärten eine weitere Bedeutung erhalten. Hubert MARKL, der jetzige Präsident der Max Planck Gesellschaft, sieht uns angesichts der Entwicklung, welche die Ressourcen hartnäckig beeinträchtigt, erst zur Hilflosigkeit und dann zur Trostlosigkeit verdammt. Er empfiehlt Garten-Denken. Das Markl'sche Paradoxon lautet: „*Garten-Denken heißt aus dem Land mehr als nur das Letzte herauszuholen.*“

Es ist übrigens bezeichnend, dass eine frühe Form nachhaltiger Forstwirtschaft, welche seitens des russischen Zarenreiches Anfang des 19. Jahrhunderts u.a. in den Wäldern von Bialowieza erzwungen wurde, „*jardinage*“ genannt wurde (SCHAMA 1996: S. 62).

Vom Menschen geschützte Natur, um sie vor dem Menschen zu schützen, wird so wieder zum Garten in seiner ursprünglichen Bedeutung. Nur, dass wir mit dem Naturschutz nicht mehr unsere gärtnerischen Kulturen vor den wilden Tieren und der Wildnis, sondern die Wildnis vor uns schützen.

Meine **dritte These** stelle ich unter die Überschrift „... et in arcadia ego“⁹: **Es gibt ein grundlegendes, urmenschliches Bedürfnis danach, Kultur und Natur als Einheit zu sehen, zu verstehen und zu begreifen.**

Diese These greift auf, dass zu allen Zeiten und überall auf der Welt die Menschen ihren Platz in der Natur bestimmt haben. Mythen und Märchen, steinzeitliche Höhlenmalereien und Schöpfungsgeschichten belegen uns dieses. Der Mensch ist wohl auch nicht lebensfähig, wenn er sich aus der Natur und ihren Gewalten, die ihn immer wieder überwältigen, abschließt.

Es gibt Stimmen, die sehen gerade den Naturschutz – wenigstens zum Teil – als mystische Veranstaltung. Wolfgang HABER hatte schon vor Jahren vor dem religiösen bzw. pseudoreligiösen Sendungsbewusstsein Mancher in der Profession gewarnt. Der Altruismus, die selbstgewählte Aufopferung für das Gemeinwohl, wird immer wieder wie eine Monstranz zur Schau gestellt.

Jüngst haben Georg MENTING und Gerhard HARD (2001) einen beneidenswert guten Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel: „Vom Dodo lernen – Öko-Mythen um einen Symbolvogel des Naturschutzes“. Sie weisen darin nach, dass der Naturschutz Symbole schützt, wenn er überhaupt etwas schützt. Wörtlich heißt es: „*Denn fast alle Ideale des modernen Naturschutzes, von Gleichgewicht bis Vielfalt, sind, wie die Ideengeschichtler immer wieder zeigen, von Hau-*

⁸ SCHAMA. (S. 214) zitiert hier einen gewissen Oliver Wendell Holmes im Atlantic Monthly.

⁹ Die Bedeutung des berühmten Gemäldes von Nicolas Poussin mit gleichem Titel liegt wohl darin, dass der Tod auch bzw. selbst in Arkadien ist. Insofern ist es in seiner Aussage ein eher antiidyllisches Gemälde. Andererseits untertitelt Goethe seine Italienische Reise ebenfalls mit „et in arcadia ego“.

se aus Lobpreisungen Gottes und seiner Schöpfung und haben letztlich nur in diesem „theo-ökologischen“ Kontext einen guten Sinn.“

MENTING und HARD, beides Geographen, stehen mit dieser Meinung nicht alleine da. Der bereits zitierte Naturphilosoph Gernot BÖHME (1992: S. 194) aus Darmstadt kommt zu gleichem Ergebnis, wenn er den Widerstand gegen Künstlichkeit und die explizite Berufung auf die Natur analysiert, wie man es heutzutage allenthalben wahrnehmen kann. Diese Argumentation werde ethisch geführt, sei aber im Kern moraltheologisch. Natur als substantiellen Wert anzusehen, gelinge eigentlich nur dann, „wenn man die gegebene äußere Natur – etwa die Artenvielfalt – ... durch eine Schöpfungsordnung absichern kann.“

Das erklärt letztlich auch den in meinen Augen unseligen Hang zur Apokalypse in der „Szene“. Apokalypsen machen stets nur dann Sinn, wenn es zu dem jeweiligen Weltuntergangsszenario auch den passenden Messias gibt (HUBER 1982: S. 9). Weil es sich so gut damit hantieren lässt, und weil im Notfall sogar Argumente entbehrlich werden können, es geht schließlich um Glaubens- und nicht um Überzeugungsfragen – sind Apokalypsen sehr beliebt. Auffällig ist, dass der Wettbewerb der journalistischen Medien es offensichtlich erfordert, aus jedem Unfall auf der Autobahn eine Katastrophe zu machen. Mag man darüber noch schmunzeln, andererseits bekommen so geführte politische Argumentationen dann bedenkliche Dimensionen, wenn Ängste geschürt werden, um der Macht willen.

Der Naturschutz hat seit es ihn gibt apokalyptisch und messianisch argumentiert. Im Kontext unserer Überlegungen ist es ein Hinweis auf die mystische Komponente, die mitschwingt.

Viertens: Die menschliche Spezies Wissenschaftler verdrängt die Spezies Laie aus der Landschaft.

Es ist das große Dilemma des Naturschutzes, der sein Schwergewicht auf die naturwissenschaftlichen Fakten legt, dass er bei der Vielzahl menschlicher Eingriffe in den Naturhaushalt fast den Verstand verlieren möchte, weil er stets dem Menschen als Störer des ökologischen Systems begegnet und doch die Natur vor diesen Störungen in Schutz nehmen möchte.¹⁰ Je mehr er dieses tut, um so größer werden seine Legitimations- und Durchsetzungsprobleme. Der Naturschutz könnte wesentlich erfolgreicher sein, wenn seinem Handeln ein Landschaftskonzept zugrunde liegen würde, das nicht nur in der unbelebten Natur sowie Flora und Fauna die wirksamen Akteure der Landschaft sähe, sondern auch die Menschen auf der Basis eines partnerschaftlichen Verhältnisses als empfängliche und prägende Landschaftsteilhaber einbezöge.

Der bereits erwähnte Historiker Joachim RADKAU (2000: S. 309) stellt fest, wie sehr sich die Umweltbewegung verwissenschaftlicht habe. Sie hätte einen Teil ihrer Kraft aus der Grundsatzkritik an der modernen Wissenschaft gezogen. Diese Verwissenschaftlichung habe ihren Preis, nämlich den der Schaffung von Hierarchien mit den Laien zu unterst. Das führe aber zu einer Abwertung des Wissens der Laien. RADKAUS treffende Bemerkung dazu lautet: „Indem man Umweltprobleme als ökologische definiert, verschleiert man, dass die Entscheidung in der Regel auch eine Frage nach Interessen ist.“ Mir scheint angesichts dieses einleuchtenden Befundes die Frage berechtigt, ob es wohl Parallelen zur Biodiversität und den sie u.a. konstituierenden Nukleotidsequenzen gibt? Sollen Laien mit mehr oder weniger künstlich erzeugten Begründungszusammenhängen abgeschreckt und in der bzw. für die Diskussion eingeschüchtert werden?

Vielleicht ist es gelungen, die Annahme, Kultur – insbesondere die abendländische Kultur- und Natur seien Gegensätze, zu widerlegen. Mir ging es darum zu zeigen, wie sehr sie miteinander verbunden und aufeinander bezogen sind – und es schon immer waren.

Literatur

- ADAM, T. (1996): Mensch und Natur: Das Primat des Ökonomischen. Entstehen, Bedrohung und Schutz von Kulturlandschaften aus dem Geiste materieller Interessen. Natur und Landschaft, 71. Jg., H. 4, S. 155-159.
- ARISTOTELES: Meteorologie. Zit.: RUNNELS, C. N. (1995): Umweltzerstörung im griechischen Altertum. Spektrum der Wissenschaft, H. 5, S. 87.
- AUGUSTINUS, Aurelius: Confessiones, 11. Buch. in: Bibliothek der Kirchväter, Hrsg. Franz Xaver REITHMAYR, Kempten, 1884, S. 380; zit.: CRAMER, Friedrich (1993): Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie. Frankfurt/M und Leipzig (Insel Verlag).
- BARROW, John D. (1997): Der kosmische Schnitt. Die Naturgesetze des Ästhetischen. Heidelberg; Berlin: Spektrum Akad. Verl.
- BOCKEMÜHL, Michael (2000): Bewusstseinswandel im Spiegel der Landschaftsmalerei. Natur + Mensch, Nr. 5, S. 3-10.
- BÖHME, Gernot (1992): Natürlich Natur. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt/M (Suhrkamp Verlag) 1992, edition suhrkamp NF Bd. 680.
- BOHTE, H. G. (1971): Landeskultur im Wandel der Zeit. Ber. Ldw. 49. Jg. S. 393-414.

¹⁰ Nohl, W. a.a.O. S. 215 „Die Landschaftsökologie steht damit vor dem großen Problem, dem Alltagsmenschen als Mitnutzer und Mitgestalter der Landschaft tendenziell nur noch eine historische Rolle zubilligen zu können.“

- BONET, Elfriede Maria (1996):
Auf der Suche nach dem Humanum. Die kulturgeschichtlichen Ursachen des Wachstums. In: RIEDL, R. & M. DELPOS (Hrsg.): Die Ursachen des Wachstums. Unsere Chancen zur Umkehr. Wien; S. 108-124.
- BREIDBACH, Olaf (Hrsg.) (1997):
Natur der Ästhetik – Ästhetik der Natur. Wien; New York: Springer (Ästhetik und Naturwissenschaften: Neuronale Ästhetik), 269 S.
- BREUER, Tilmann (1983):
Denkmalandschaft. Ein Grenzbegriff und seine Grenzen. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, XXXVIII, H. 3-4.
- BUNDESAMT FÜR BAUWESEN UND RAUMORDNUNG (Hrsg.) (1999):
Erhaltung und Entwicklung gewachsener Kulturlandschaften als Auftrag der Raumordnung. Informationen zur Raumentwicklung, Heft 5/6.
- BURGGRAAF, Peter & Klaus-Dieter KLEEFELD (1998):
Historische Kulturlandschaft und Kulturlandschaftselemente. Bundesamt für Naturschutz (Hrsg.): Angewandte Landschaftsökologie, Heft 20, Münster: Landwirtschaftsverlag, 318 S.
- CRAMER, Friedrich (1993):
Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie. Frankfurt/M. und Leipzig (Insel Verlag).
- ERP-HOUTEPAN, Anne (1986):
The Etymological Origin of the Garden. Journal of Garden History 6, 1986, Nr. 3, S. 227-231. Zit.: SCHAMA, Simon (1996).
- EUSTERSCHULTE, Anne (1997):
Nachahmung der Natur. Zum Verhältnis ästhetischer und wissenschaftlicher Naturwahrnehmung in der Renaissance. In: BREIDBACH, Olaf (Hrsg.): Natur der Ästhetik – Ästhetik der Natur. Wien; New York: Springer, 1997 (Ästhetik und Naturwissenschaften: Neuronale Ästhetik), S. 19-53.
- FRIEDRICH, Caspar David:
Bekenntnisse im Wort, ausgew. U. mit einem Nachwort versehen v. Kurt Karl Eberlein, Leipzig 1939.
- FRIESECKE, A. (2000):
Bedürfnisse der Landeskultur als Voraussetzung des Einvernehmens zwischen Bund und Land bei der Verwaltung der Bundeswasserstraßen. Natur und Recht, Heft 2; S. 81-85.
- GASSNER, Erich (1996):
Natur und Recht, 1996, S. 130-134
- GEHLEN, Arnold (1957):
Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme der industriellen Gesellschaft. Reinbeck: Rowohlt, Nr. 53.
- HABER, Wolfgang (1996):
Die Landschaftsökologen und die Landschaft. Ber. d. Reinh. Tüxen-Ges. 8, Hannover 1996, S. 297-309.
- (1998):
Von der Kulturlandschaft zur Landschaftskultur. Greifswalder Universitätsreden NF Nr. 85, Greifswald, S. 26-41.
- HUBER, Josef (1982):
Die verlorene Unschuld der Ökologie. Neue Technologien und superindustrielle Entwicklung Frankfurt (S. Fischer), 232 S.
- KANT, Immanuel (1786):
Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft (1786). zit.: BÖHME, Gernot (1992).
- KOTAUCZEK, P. (1996):
Um welche Maße geht es? In: RIEDL, R. & M. DELPOS (Hrsg.): Die Ursachen des Wachstums. Unsere Chancen zur Umkehr. Wien; S. 27-44.
- KOWALLIK, U. (1987):
Der Begriff der Landeskultur in Art 89 Abs. 3 des Grundgesetzes und § 4 des Bundeswasserstraßengesetzes. Natur und Recht, H. 3, S. 116-118.
- KUNTZE, H. (1971):
Landeskultur – kulturhistorisch betrachtet. Z. f. Kulturtechnik und Flurbereinigung, 12. Jg., S. 257-264.
- LEDERMANN, Leon & Dick TERESI (1993):
Das schöpferische Teilchen. Der Grundbaustein des Universums. München, 575 S.
- LOVELOCK, James (1993):
Das Gaia-Prinzip. Die Biographie unseres Planeten. Frankfurt und Leipzig (Insel Vlg.), 316 S.
- MARKL, Hubert (1991):
Natur als Kulturaufgabe. Über die Beziehung des Menschen zur lebendigen Natur. München
- MEINEL, Maximilian (1993):
Denkmalschutz. Nutzen oder Schaden für die Landschaft. Das Bauzentrum, H. 7, S. 93-100.
- MENTING, Georg & Gerhard HARD (2001):
Vom Dodo lernen. Öko-Mythen um einen Symbolvogel des Naturschutzes. Naturschutz und Landschaftsplanung 33(1), 2001, S. 27-34.
- MEYER, K. (1970):
Landeskultur. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung: Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung. Hannover.
- MEYER-ABICH, Klaus Michael (1997):
Ist biologisches Produzieren natürlich? Leitbilder einer naturgemäßen Technik. GAIA 6 (1997), no 4, S. 247-252.
- NIGGEMANN, J. (1986):
Aktuelle und künftige landeskulturelle Aufgaben in der Bundesrepublik Deutschland. Z. f. Agrargeographie, 4. Jg., H. 2; S. 121-135.
- NOHL, Werner (1996):
Halbierter Naturschutz. Natur und Landschaft, 71. Jg., H. 5, S. 214-219.
- RADKAU, Joachim (2000):
Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt. München: Beck, 438 S.
- RIEDL, R. (1996):
Bedingungen aus der Ausstattung der Kreatur. In: RIEDL, R. & M. DELPOS (Hrsg.): Die Ursachen des Wachstums. Unsere Chancen zur Umkehr. Wien 1996; S. 45-56.
- RIEDL, R. & M. DELPOS (Hrsg.) (1996):
Die Ursachen des Wachstums. Unsere Chancen zur Umkehr. Wien.
- ROCK, Martin (1986):
Ästhetischer Zugang zur Umwelt. Schönheit als Motiv des Naturschutzes. Natur und Landschaft, 61. Jg., H. 12, S. 481-483.
- ROTTERS, Eberhard (1995):
Jenseits von Arkadien. Die romantische Landschaft. Köln. DuMont (art in context).
- RUNNELS, C. N. (1995):
Umweltzerstörung im griechischen Altertum. Spektrum der Wissenschaft, H. 5, S. 84-88.

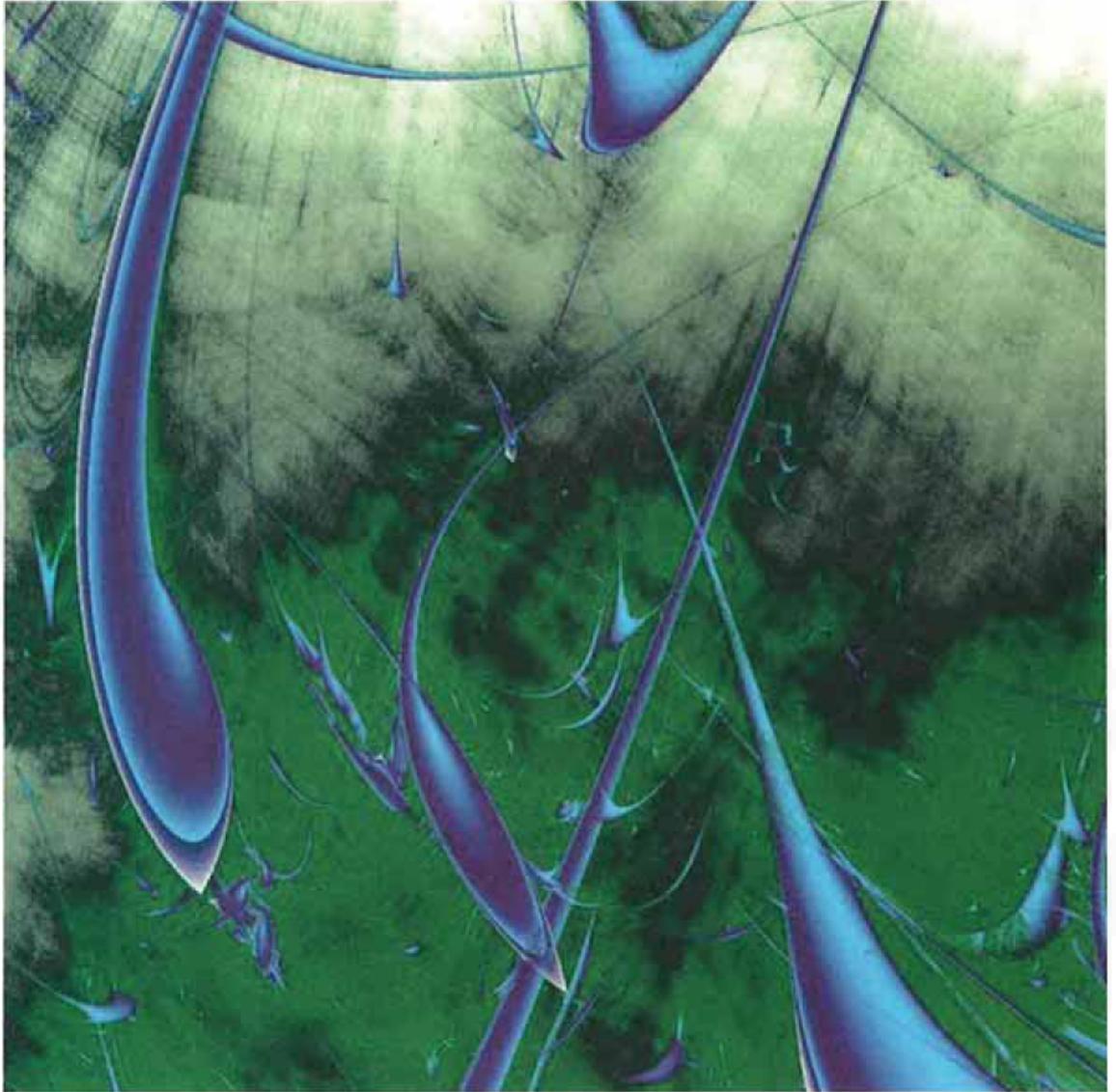


Abbildung 7

Ljapunaow-Diagramm von Marc Meidlinger, St. Ingbert, nach einem Algorithmus von Mario Markus.

SCHAMA, Simon (1996):

Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. München: Kindler, 704 S. (Titel d. Originalausg.: Landscape and Memory).

SCHMIDT, E. (1968):

Über den Begriff Landeskultur. Wasser und Boden, H. 1, S. 11 f.

SCHMITHÜSEN, Josef (1954):

Der geistige Gehalt in der Kulturlandschaft. Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 12, S. 185-188, Stuttgart.

——— (1964):

Was ist eine Landschaft. Erdkundliches Wissen, Schriftenreihe für Forschung und Praxis, Heft 9, S. 1-24, Wiesbaden.

SPANIER, Heiner (1994):

Alles schon gesagt. Ein Lesebuch für Liebhaber der Natur, Freunde und Gegner des Naturschutzes über den Naturschutz im Wandel der Zeit. Privatdruck Bonn.

SOLMSDORF, Hartmut (1995):

Friedrich Wilhelm IV oder die Dehnsucht nach der Savanne – Gedanken zur Potsdamer Kulturlandschaft. Schriftenreihe d. Deutschen Rates f. Landespflege, Heft 66 (Pflege und Entwicklung der Potsdamer Kulturlandschaft), S. 52.

THOREAU, Henry David:

Tagebuch. Zit.: SCHAMA, Simon (1996): Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. München: Kindler.

TUAN, Y. (1979):

Landscapes of Fear. New York: Pantheon.

WILSON, Edward Osborne (1984):

Biophilia. Harvard University Press, Cambridge (Mass.)/ London. 157 S.

——— (1986):

Sehnsucht nach der Savanne. Garten und Landschaft, H. 3, S. 19-24.

——— (1994):

Naturalist. Washington D.C., Island Press/Shearwater Books.

Anschrift des Verfassers:

Heinrich Spanier

Höhlenweg 16 c

D-53125 Bonn

e-mail: spanier.heinrich@BMU.de

Berichte der ANL

25 (2001)

Herausgeber:

Bayerische Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege (ANL)
Seethaler Str. 6
D - 83406 Laufen
Telefon: 0 86 82 / 89 63 - 0
Telefax: 0 86 82 / 89 63 - 17 (Verwaltung)
0 86 82 / 89 63 - 16 (Fachbereiche)
E-Mail: poststelle@anl.bayern.de
Internet: <http://www.anl.de>

Die Bayerische Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege ist eine dem
Geschäftsbereich des Bayerischen Staatsministeriums
für Landesentwicklung und Umweltfragen
angehörnde Einrichtung.

Beiträge des vorliegenden Jubiläumsbandes
gesammelt von:

Manfred Fuchs, Dr. Christoph Goppel,
Dr. Josef Heringer, Dr. Christof Thron

Schriftleitung und Redaktion:
Dr. Notker Mallach, ANL

Für die Einzelbeiträge zeichnen die
jeweiligen Autoren verantwortlich.

Die Herstellung von Vervielfältigungen
– auch auszugsweise –
aus den Veröffentlichungen der
Bayerischen Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege sowie deren
Benutzung zur Herstellung anderer
Veröffentlichungen bedürfen der
schriftlichen Genehmigung unseres Hauses.

Erscheinungsweise:
Einmal jährlich

Bezugsbedingungen:
Siehe Publikationsliste am Ende des Heftes

Satz: Christina Brüderl (ANL)
Druck und Bindung: Lippl Druckservice, Tittmoning

Druck auf Recyclingpapier (100% Altpapier)

ISSN 0344-6042

ISBN 3-931175-62-6

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege \(ANL\)](#)

Jahr/Year: 2001

Band/Volume: [25](#)

Autor(en)/Author(s): Spanier Heinrich

Artikel/Article: [Natur und Kultur 69-86](#)